

Am Ende des Lebens beginnt ihre Arbeit

Wenn der Tod alltäglich ist: Markus Raffener und sein Team kümmern sich um alles, was zu einer Bestattung gehört.

Donnerstagmorgen, 08.30 Uhr. Krankenhaus Bozen. Helmuth trägt einen schwarzen Anzug samt Mantel und ein weißes Hemd. Er drückt die Tür auf und geht in einen Vorraum. Dort wird er vom Krankenhausmitarbeiter Paul Unterhofer (Name geändert) bereits erwartet: „Hoila Helmuth!“. Ein Lächeln. Ein Nicken. Händeschütteln. „Er liegt schon ongezogen und bereit zur Abfohrt“. Die beiden Männer biegen in einen langen weißen Gang ab, dann bleiben sie vor einer offenen Tür stehen, der Leichenhalle.

Markus Raffener übernahm 1999 zusammen mit seinem Bruder ein Bestattungsunternehmen. 2003 trennten sich die beiden und er gründete sein eigenes Unternehmen. „Des wor eher a schnelle Entscheidung“, gibt Herr Raffener lachend zu. Die Jahre zuvor verkaufte Markus Blumen in einem Kiosk vor dem Friedhof. So war er schon täglich mit Tod und Trauer in Kontakt gewesen und der Jobwechsel fiel ihm nicht schwer. Heute hat er drei Mitarbeiter: Helmuth, Pirmin und Pascal. Sie sind ein eingespieltes Team, jeder hat seinen eigenen Aufgabenbereich. Pascal und Pirmin sind Grafiker, sie entwerfen auf Wunsch die Sterbebilder der Verstorbenen und kümmern sich um deren Druck.

Helmuth Lanthaler ist die rechte Hand von Markus. Er ist immer zur Stelle, auch wenn die Arbeitszeit längst zu Ende ist. „I denk donn an die Angehörigen und will, dass sie sich so wenig Sorgen wie möglich mochen miasen“. Er muss flexibel sein und opfert auch schon mal seinen Feierabend- schließlich ist das Unternehmen von 0 bis 24 Uhr an 365 Tagen im Jahr für Angehörige da. So musste Helmuth schon öfters auf dem Weg nach Hause umkehren und seine Pläne für das Wochenende über Bord werfen. Der Tod wartet nicht. Er kommt plötzlich und oft unerwartet. Für Markus und Helmuth hat jeder Einsatz immer mit dem Tod zu tun; sie sind darauf vorbereitet. „Des isch oft schlimmer, wenn a Notfallsanitäter zu an Unfall kimmt“, meint Helmuth, die wissen nicht, was sie erwartet. Anders verhält es sich bei Suizid oder Tod eines Kindes. Das ist emotionaler und schwerer zu verkraften.

Die Leichenhalle ist ein kühler Raum, grüne Fliesen, sieben Aluminiumtische. Patienten, die im Krankenhaus verstorben sind, werden hier kurzzeitig aufbewahrt, bis sie abgeholt werden. Unter dem grellen Licht der Neonlampen liegen die Verstorbenen, versteckt unter einem weißen Laken. Manche wirken aufgebläht, andere flach. Das ist je nach Person und Medikamenten unterschiedlich. „Es isch zum Glück no koaner aufgewochen“, meint Paul Unterhofer lachend. Der Humor kommt selbst in der Leichenabteilung nicht zu kurz. „Solonge man auf der Seite steat und net auf de Tische liegt, isch des olles net so schlimm.“

Nachdem die Verstorbenen im Krankenhaus untersucht und in die Leichenhalle gebracht wurden, werden sie in Schale geschmissen. Tote anzufassen findet Paul okay, es gehört zu seinem Job. Auch Markus Raffener nimmt es gelassen: Ein Leichnam ist noch immer ein Mensch. Er hat eine kältere Haut, aber war ein lebendiger Mensch. Daran ändert sich nichts. Paul Unterhofer ist es schon öfters passiert, dass die Muskeln plötzlich weich werden. Das hängt mit der Leichenstarre zusammen „Sell isch schun a komisches Gefühl, ober i hon mi dran gewöhnt!“ Das gehört eben zu seinem Job.

Ein älterer Herr im schwarzen Anzug und polierten Schuhen liegt in einem braun lackierten Sarg. Die Hände sind verschränkt und werden durch ein Gummiband zusammengehalten. Seine Mundwinkel zeigen leicht nach oben - er sieht zufrieden aus. Er ist abholbereit, es geht auf zum Friedhof. Der weiße Leichenwagen steht schon bereit. Jeder Handgriff sitzt bei Helmuth und Pirmin. Das letzte Licht strahlt auf den Mann, dann schließt sich der Deckel für immer. Der Sarg wird der Länge nach ins Auto gehievt, der Kofferraum geschlossen, der Motor gestartet. Der strahlend weiße Mercedes fährt davon.

Am Friedhof Bozen angekommen, wird der Sarg in einen speziellen Aufbewahrungsraum - die Totenkammer - gebracht. Auf Wunsch können die Angehörigen dort ihre Verstorbenen das letzte Mal sehen. Das machen meist die italienischsprachigen Südtiroler*innen, so Helmuth. Seiner Erfahrung nach verabschieden sich die deutschsprachigen Südtiroler*innen lieber direkt im Krankenhaus. Wie auch heute beim älteren Herrn. Sein Deckel bleibt geschlossen. Er wartet auf seinen großen Moment: die Beerdigung.

Damit es überhaupt so weit kommen kann, muss viel Vorarbeit geleistet werden. Verstirbt eine Person zu Hause, rufen die Angehörigen bei einem Bestatter-Unternehmen, wie „Raffener Markus“ an. Sie holen die verstorbene Person ab und bringen sie in die Totenkammer beim Friedhof Bozen. Nachdem der Amtsarzt sein „Okay“ gegeben hat, wird die Person angekleidet. „Monchmol tian mir sie dahoam onziagn. I find sell isch würdevoller“, meint Helmuth.

Bei dem Treffen mit den Angehörigen werden die wichtigsten Dinge geklärt: Soll der Verstorbene eingeäschert oder begraben werden? Benötigt man Sterbebilder und wenn ja, wie viele? Pascal und Pirmin, von Helmuth auch gern „die Buabn“ genannt, entwerfen die Sterbebilder selbst. Mit dem Einverständnis der Angehörigen werden sie dann gedruckt. Im Durchschnitt sind das pro Person etwa 200 Bilder.

Der Drucker befindet sich zusammen mit den Särgen und Urnen in der Halle des Unternehmens. Dort wählen die Angehörigen nach dem Gespräch aus: Lackierter oder Natursarg- mit Verzierung oder ohne? Farbige ovale Urne oder doch lieber eine aus Holz in Kastenform? Diese Entscheidungen stellen manche Angehörige vor Hindernisse - sie sind sich uneinig und wollen sich nicht entscheiden. Einmal musste Markus Raffener die Kunden rausschicken. „Sie hobn ongfongen zu streiten und sich onzuschreien. Donn hon i sie ausgeschickt.“ Er legt viel Wert darauf, dass mit den Verstorbenen respektvoll umgegangen wird.

Das Raffener-Team erledigt in Absprache mit den Angehörigen den Berg an Bürokratie, wie Meldeamt kontaktieren, Totenschein ausstellen, vereinbart mit dem Pfarrer oder dem Friedhofsamt den Termin für die Beerdigung, bereitet die Sterbebilder vor und kümmert sich um Blumen, Sargschmuck, Kerzen. „Die Musik und Gestaltung der Messe lossn mir sie organisieren. Jeder hot an anderen Musikgeschmuck. Sem isches besser, dass des die Angehörigen mochen.“, so Helmuth.

Sterben ist teuer. Eine Beerdigung kostet im Schnitt zwischen 3.500 und 5.500 Euro. Dabei macht es preislich keinen so großen Unterschied zwischen Einäscherung oder Erdbestattung, wenn der Sarg lackiert ist. Dann kostet er nämlich viel mehr als ein Naturholzsarg. Die Lackierung übernimmt das Bestattungsunternehmen selbst. Allerdings sind Lackierungen nur in bestimmten Gebieten erlaubt, wie zum Beispiel in Bozen. In anderen Orten sind lackierte Säрге mittlerweile verboten. Man befürchtet, der Lack könnte ins Grundwasser sickern.

Über seine eigene Bestattung hat Helmuth sich auch schon Gedanken gemacht: Er will seine Asche auf der Mendel verteilen, muss aber noch die Berechtigung klären. Die Mendel hat ihm immer schon viel bedeutet- sie steckt voller schöner Kindheitserinnerungen.

Um 10.00 Uhr am selben Tag findet eine Urnenbestattung auf dem Friedhof von Bozen statt . Die Sonne versteckt sich hinter grauen Wolken. Es ist kühl und nass. Helmuth hat die Bestattung genauestens nach den Wünschen der Angehörigen geplant. „Is Schianschte an dem Beruf isch, wenn die Angehörigen sich noch der Beerdigung bedanken und zufrieden sein. Donn werd die gonze Arbeit wertgeschätzt. Sell gib mir a guates Gefühl“, erzählt Helmuth.

Das „Ave-Maria“ murmelnd, spaziert der kleine Trauerzug gemächlich zum vorbereiteten Grab: Der Pfarrer geht voraus, neben ihm trägt eine Frau die Urne. Sie hat sich gemeldet, um die Urne die letzten Schritte zu tragen. „I mecht sie gern nomol holten“.

Gefasste Gesichter, verschränkte Hände. Mit professionellem Ernst begleitet Helmuth sie. Nach der Segnung steht die Gruppe kurz schweigend vor dem Grab. Hunde kläffen, ein Automotor heult. Das Leben geht einfach weiter. Für die kleine Trauergruppe bleibt die Welt kurz stehen. Schweigend nimmt man Abschied von einem geliebten Menschen. Tränen werden vergossen, aber es ist ein schöner Moment. Zufriedenheit liegt auf den Gesichtern der Angehörigen.

Die wertvolle Arbeit der Bestattenden wird in der Gesellschaft mitunter zu wenig geschätzt. Die Konfrontation mit dem Tod schieben viele so weit wie möglich von sich - schließlich bedeutet der Tod das Ende des Lebens. Er kommt zu schnell. Er ist düster. Man hat Angst vor dem Tod - und vor der Arbeit des Bestatters. „Jetzt kimmt der, auf den muasch Acht gebn, der nimmt di mit und vergrobt di“. Helmuth hat schon mehrere Reaktionen dieser Art erlebt. Nimmt er das persönlich? Nein. Er meint, früher oder später ist jeder mal mit einem Todesfall konfrontiert. Dann schätzt man seine Arbeit und ist froh, dass er immer zur Stelle ist.

An seinen ersten Todesfall kann sich Helmuth noch gut erinnern. Er arbeitete damals im Altersheim. Bei einem Rundgang am ersten Tag sah er seinen ersten Toten. Das hat ihn beeindruckt, aber nicht mitgenommen. „I bin am Obend bei der Tür vom Altersheim ausigongen und hon mit dem Tod vom Mann abgeschlossen. Des hon i bei der Ausbildung zum Krankenpfleger glernt. Man muas obscholten kennen“. Als er dann bei Markus Raffener angefangen hat zu arbeiten, fiel ihm die Trennung von Arbeit und Privatem nicht schwer.

Seiner damals neun Jahre alten Tochter hat sein neuer Job „irgendwia gfallen“, wie Helmuth schmunzelnd erzählt. Sie war interessiert und ist ihm später ab und zu zur Hand gegangen. Auch seine Mutter befürwortet seinen Job: „Es isch a Dianst am Nächsten.“

Es wird Abend, der Friedhof leert sich. Helmuth schlendert zum Auto. Sein Tag endet heute, er ist aber einsatzbereit, wenn das Telefon klingelt und er gebraucht wird.